Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 17

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Sitten und Gebräuche der Indianer im Quellgebiet des Napo [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christen ließ die Axt sinken und trat, sich mühsam auf dieselbe stützend, über den Graben zurück. Sein Gesicht war mit Totenblässe bedeckt und die Lippen zuckten unaufhörlich, wie von einem Krampfe bewegt. „Ich nehm' Euch alle zu Zeugen dessen, was hier vorgegangen," sagte er dumpf, den kalten Schweiß von der Stirne wischend; „wir wollen nun sehen, ob es noch Gesetz und Gerechtigkeit gibt!"

„Ich dank' Dir dafür, Christen," rief Sepp aufatmend und sein Gewehr an einen Stamm lehnend, „ich dank' Dir, Christen, und auch Euch, Gevatter, dank' ich für das Wort; aber nun geht mit Gott und kommt nicht wieder, bis die Sach' entschieden ist."

Christen ging, ohne ein Wort zu erwidern, die Alm abwärts, mit ihm der Geschäftsfreund und hinten drein die verblüfften Arbeiter. Sepp blieb stehen, bis sie über die Höhe hinabgestiegen waren; dann verschwand er im Dunkel des Tannenwaldes. —

(Fortsetzung folgt.)

Im Reiche des Sonnengottes.

11. Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Indianer im Quellgebiet des Napo.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

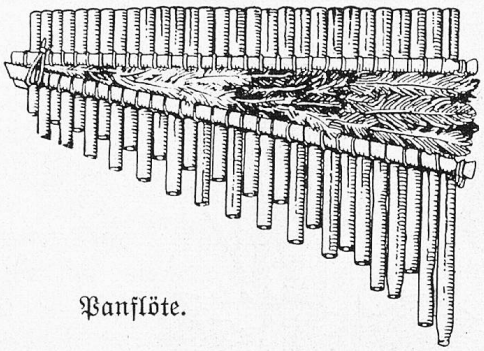
Im Gegensatz zu den Indianern des Xingu-Quellgebietes, die noch völlig unbeeinflußt von der europäischen Kultur auf der untersten Stufe menschlicher Gesittung stehen, haben die Eingebornen der Ostabhänge der Ostkordillere und der unmittelbar anschließenden Gebiete des Tieflandes mancherlei Einwirkungen von Seite der höher kultivierten Gebiete des ecuadorianischen Hochlandes erfahren. Auch sind, wie in dem Kapitel über die Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung der Hochbecken gezeigt wurde, vereinzelte Tieflandstämme wie die mit den Jivaros verwandten Paltas in die Anden hinauf vorgedrungen.

Während jedoch in der Vor-Inkazeit wahrscheinlich viel regere Wechselbeziehungen zwischen den beiden so grundverschiedenen geographischen Gebieten stattgefunden haben, scheint der Einfluß der Inkas auf die ecuadorianischen Tieflandstämme nur geringfügig gewesen zu sein. Wohl könnte man bei der starken Verbreitung, die das Ketschua heute im Oriente aufweist, zu einer gegenteiligen Ansicht kommen, denn diese Sprache wurde bekanntlich der Urbevölkerung des Hochlandes von den Inkas aufgezwungen. Allein schon Rivet weist mit Recht darauf hin, daß dies ein Irrtum wäre, weil das Ketschua nachweisbar erst nach dem Sturz der Inkas hauptsächlich durch die Missionare im Oriente eingeführt wurde. Auch sprechen die meisten Tieflandindianer, wie z. B. die zahlreichen und mächtigen Stämme der Jivaros und Zaparos auch heute noch ihre eigenen Sprachen. Abgesehen von den Bewohnern der Hochebene selbst, besitzen nur die direkt am Ostabhange der Anden wohnenden Eingeborenen das Ketschua als Muttersprache. Im übrigen Oriente dient es dank seiner früheren Verbreitung durch die Missionare nur als „Lingua geral", d. h. als Verkehrssprache, ähnlich dem Guarani in Paraguay und in Brasilien.

Während meines Aufenthaltes im Gebiet des oberen Napo bot sich mir vor allem Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Yumbos und zum Teil auch der Zaparos genauer kennen zu lernen. Bei den Yumbos muß man unterschei-

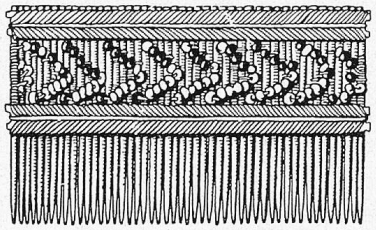
den zwischen den infolge Schuldsklaverei in völliger Abhängigkeit auf den Gütern der Weißen lebenden und den freien Yumbos, die sich vor der Unterdrückung in die schwer zugänglichen Urwälder an den Abhängen der Anden zurückgezogen haben.

Von teilweise recht hoher Statur und regelmäßigen, nicht unschönen Gesichtszügen, zeigen die Yumbos und die Zaparos viel weniger natürliche Intelligenz als die relativ viel tiefer



Panflöte.

stehenden Stämme im Xingu-Quellgebiet. Während es uns dort ein Leichtes war, uns in Ermangelung von Sprachkenntnissen durch Zeichen hinreichend verständlich zu machen, hatte ich im ganzen Gebiet des Napo die größte Mühe — selbst bei Zuhilfenahme meines Ketschua- und Zaparo-Worterverzeichnisses — den Leuten auch nur die einfachsten Dinge, wie Feueranmachen, Holzsuchen, Wasserholen, u. a. klar zu machen.



Kamm aus Bambussplittern.

Dazu kommt noch, daß der Charakter der Leute teils infolge der ständigen Unterdrückung durch die Weißen, teils infolge der weit verbreiteten Trunksucht sich sehr verschlechtert hat. Während aber ihre Fähigkeiten auf intellektuellem Gebiete nicht hoch anzuschlagen sind, weisen sie im Gegensatz zu den Xingu-Indianern viel höher entwickelte manuelle und künstlerische Fertigkeiten auf. Die Gegensätze der natürlichen Veranlagung, die wir bei uns gelegentlich sehr ausgeprägt zwischen einzelnen Individuen treffen, finden sich dort auf ganze Stämme verteilt.

Die Kleidung der Yumbos besteht, wie schon in einem früheren Kapitel erwähnt, aus dem sogenannten Kusma, einem ärmellosen kurzen Hemd bezw. Poncho und einer gleichfalls kurzen, nicht einmal bis zu den Knien reichenden Hose, den sog. balan. Beide sind meist von grauer oder brauner Farbe. Die Kleidung der Frau unterscheidet sich von der des Mannes nur insofern, als an Stelle der Hosen ein kurzer, meist kniefreier Rock getragen wird.

Bei den Zaparos, die nicht weniger als 39 zwischen dem Napo und dem Pastaza wohnende Stämme umfassen, scheint bei den Männern, soweit sie nicht nackt gehen, als einzige Kleidung ein Rindenbastkusma in Frage zu kommen. Zwecks Gewinnung des Stoffes wird dort die „Tschantschama" genannte Rinde, die sich sehr leicht vom Holze lösen läßt, während mehrerer Tage ins Wasser gelegt. Hierauf klopft man sie längere Zeit mit Steinen oder in Ermangelung von solchen mit einer kleinen Holzkeule und läßt sie so lange an der frischen Luft liegen, bis es gelingt, sie in zwei Schichten auseinander zu ziehen. Der innere Teil ist weißlich, der äußere dagegen rötlich und härter. Auf diesen Stoffen werden verschiedene Bemalungen hauptsächlich in roter, daneben auch in blauer oder schwarzer Farbe angebracht. Auch die Jivaros, deren Kleidung allerdings mehr dem Schmuck als dem Schutze dient, verwenden die gleichen Rindenstoffe. Das dem Tanz dienende Festkleid der Jivaros, das sie besonders zu der mit großen Vorbereitungen verbundenen Feier des Tsantsatucui, d. h. der erbeuteten Feindesschädel, anziehen, besteht in der Regel aus zwei Arm- und zwei Beinbinden, einem Brustschmuck und einem Lendengürtel. Zur Ornamentierung werden bei ihnen auf die Rindenstoffe schönbemalte Hälften von Flaschenkürbissen aufgenäht. Gelegentlich verwenden die Jivaros statt der Rindenstoffe zu ihren Kleidern auch Häute von erbeuteten Riesenschlangen (Aanaconda und Boa Constrictor) sowie die Felle der Fischottern. Be-

Kopfschmuck der Jivaros.

sonders originell sind ihre riesigen Ohrgehänge, die sie nach Beendigung der Festlichkeiten gleich den Galakleidern wieder abziehen und sorgfältig verwahren.

Bei den Verzierungen der Kleider fällt vor allem auf, daß den Jivaros der Sinn für Symmetrie in unserem Sinne fremd ist. In bezug auf die Zahl und die Form der Schmuckstücke herrscht zwar eine solche, aber die auf die Gegenstände gemalten Verzierungen selbst sind immer wieder andere. Die Jivaros sind geradezu unerschöpflich im Erfinden immer neuer Ornamente und eine klischeemäßige Wiederholung derselben ist ihnen gänzlich unbekannt. Jedes Kleidungsstück, jede Waffe bekommt infolgedessen ein rein individuelles künstlerisches Gepräge, und selbst wenn man einen Jivaro auf-

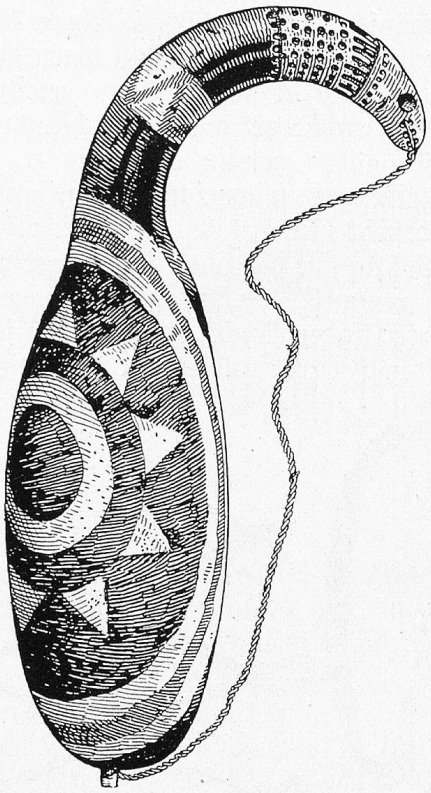
Seitentragtasche der Zaparos.

fordert, gegen entsprechende Belohnung ein genau gleiches Stück herzustellen, so macht er trotzdem etwas Neues und durchaus Eigenartiges. Es ist ihm direkt unmöglich, sogar seine eigenen Sachen zu kopieren, denn er ist gleich einem wirklichen Künstler im höchsten Maße von der augenblicklichen Stimmung und Eingebung beherrscht. Die Hemmungen gegen solche, die ja bei dem Europäer dank der Erziehung so hoch entwickelt sind, fehlen ihm gänzlich.

Im Gegensatz zu den Jivaros herrscht bei den Yumbos und Zaparos eine viel geringere Farbenfreudigkeit. Ihre Ornamente weisen zum Teil Anklänge an die alte Kultur des Hochlandes, zum Teil europäischen Einfluß auf. Dessenungeachtet haben auch bei ihnen die Gegenstände des täglichen Gebrauches meist eine ansprechende, gefällige Form. Unter dem Einflusse der Weißen scheinen die künstlerischen Fähigkeiten der Yumbos wesentlich zurückzugehen, denn bei den auf den Kolonistengehöften lebenden Leuten findet man viel weniger schöne und originelle Gegenstände als bei ihren frei lebenden Stammesgenossen.

Die Häuser der Yumbos, in ihrer Ketschua-Sprache „Huasi" genannt, sind viereckig. Das Innere ist meist in zwei Räume geteilt. Das Dach wird entweder aus Palmblättern oder einer „Toquilla" genannten Grasart, die in großen Mengen wildwächst, hergestellt. Der Boden besteht nur aus festgestampfter Erde, so daß er häufig wie die Hütte überhaupt von Ungeziefer wimmelt. Größere Siedelungen oder gar Dörfer finden sich bei den Yumbos so wenig wie bei den Jivaros und Zaparos. Meist ist das nächste Haus mehrere Kilometer entfernt. Der nicht sehr ausgedehnte Ackerbau liegt vor allem in den Händen der Frau. Der Pflug ist noch unbekannt, oder wenigstens nicht gebraucht. Seine Stelle vertritt der Grabstock und die primitive Hacke. Neben der Mandioka oder Yuka werden hauptsächlich Bananen gepflanzt, deren Anbau wenig Arbeit erfordert und deren Früchte mit geringerer Mühe zubereitet werden können. Rohe Bananen werden fast nirgends gegessen, da ihr Genuß angeblich der Verdauung nicht zuträglich sei. Vereinzelt werden, sowohl des Fleisches, als der Eier wegen auch Hühner gehalten. Letztere werden durch bloßes Strecken des Halses getötet. Gelegentlich findet man in ihren Hütten auch das Cui, ein Meerschweinchen, das offenbar aus der Hochebene stammt und des feinen Fleisches wegen als Haustier

gehalten wird. Da die Geflügelzucht den Fleischbedarf nicht zu decken vermag und der Yumbo ohne solches nicht leben zu können glaubt, ist er in hohem Maße auf die Erträgnisse von Jagd und Fischfang angewiesen. Leider sind in der Umgebung die jagdbaren Tiere, wie wilde Hühnervögel (Mutums oder Hokkos), Wildschweine, Tapire, Agutis, Pacas und ähnliche schon ziemlich selten geworden. Infolgedessen ist der Yumbo gleich dem Jivaro und dem Zaparo einen großen Teil des Jahres auf ein eigentliches Nomadenleben angewiesen. Außer seiner eigentlichen Hütte mit der kleinen Pflanzung besitzt er in Entfernung von zehn bis zwanzig Kilometern im Walde draußen kleine Jagdtambos, wo er sich jeweilen solange aufhält, als es der spärliche Ertrag gestattet. Ist dieser mehr oder weniger erschöpft, dann zieht er nach dem nächsten Tambo, bleibt wieder einige Zeit und zieht von neuem weiter. Unterdessen haben sich in den nicht mehr beunruhigten Gebieten neue Tiere angesiedelt. Der Yumbo kehrt zurück, bleibt wieder einige Zeit oder sucht in der Zwischenzeit einmal auch seine Hütte mit der Pflanzung auf. Da die Dorfgemeinschaft fehlt, findet sich bei ihnen auch keine ausgesprochene Häuptlingswürde. Wer sich durch Körperkraft und geistige Fähigkeiten auszeichnet, wird stillschweigend als Führer der engeren Lebensgemeinschaft anerkannt.



Reisetrinkgefäß der Zaparos
(mit Sonnen- und Schlangenmotiv).

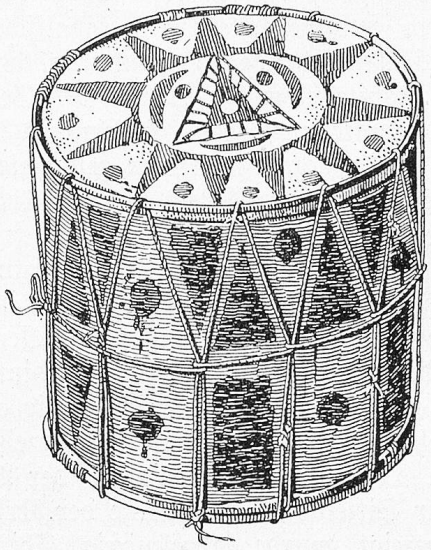
Als Jagdwaffen kommen in erster Linie Pfeil und Bogen, gelegentlich auch allerlei Schlingen oder sonstige Fallen in Betracht. Für die kleineren Vögel und die Affen bedient sich der Yumbo häufig auch des Blasrohres. Allein die Yumbos des oberen Napo sind nicht imstande, dieses wertvolle Hilfsmittel selbst herzustellen. Ob es an den nötigen Holzarten oder an der persönlichen Fähigkeit bei der Verarbeitung fehlt, muß vorerst noch dahin gestellt bleiben. Sicher ist nur, daß die meisten Blasrohre, die am oberen Napo in Gebrauch sind, im Tauschverkehr von den Stämmen am mittleren und untern Teil des Flusses erworben werden. Das gleiche gilt auch von dem Pfeilgift, dem berüchtigten Curare, soweit dies übrigens Verwendung findet.

Der geringen Ergiebigkeit der Jagd wegen spielt der Fischfang bei den Stämmen am oberen Napo eine besonders wichtige Rolle. Immerhin scheint die Zahl der Fische in diesen Gewässern nicht so groß zu sein wie im obern Xingu oder im Amazonenstrom selbst. Am häufigsten finden sich die sog. Bagris und die Bocachicos (Kleinmäuler). Soweit die Indianer nicht im Besitze europäischer Angeln sind, wird

Honiggefäß der Zaparos.

der Fang nicht von den Einzelnen, sondern gemeinsam betrieben. Eine systematische Errichtung von Fischwehren, wie wir sie am Xingu trafen und wie sie auch bei den Jivaros üblich ist, scheint den Yumbos unbekannt.

Sobald ein Fischzug in Aussicht steht, versammeln sich eine größere Zahl von Männern,



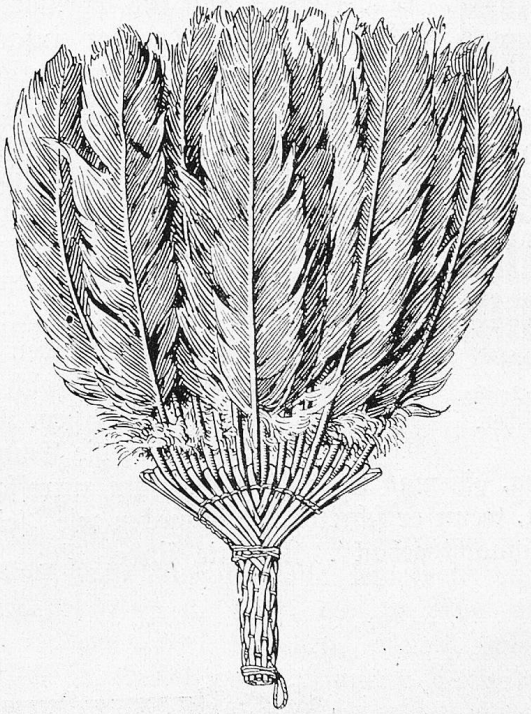
Trommel mit Sonnenmotiv.

Frauen und Kindern an den für günstig erachteten Stellen. Jeder Teilnehmer trägt außer dem „Glica" genannten Netze ein größeres Bündel von Wurzeln des Barbascum mit sich, eines Baumes, der in jenen Gegenden sehr häufig vorkommt. Nachdem die Indianer eine kleine Bucht gefunden haben, wo die Strömung gering ist, fangen sie an, die Wurzeln mit Steinen zu zerklopfen. Hierauf legen sie die zerquetschte, giftige Masse in das Netz. Ein Teil der Leute wirft nun seinen Barbascum-Vorrat in die Bucht, andere tauchen damit unter, um auch die tieferen Wasserpartien zu vergiften.

Unterdessen hat sich die überwiegende Mehrzahl, mit langen Stangen bewaffnet, im Flußbett verstreut und treibt nun langsam vorrückend die Fische nach den vergifteten Stellen. Da das Gift sehr rasch wirkt, schwimmen bald eine größere Menge teils toter, teils nur betäubter Fische an der Wasseroberfläche. Sobald diese sichtbar werden, stürzen sich die Indianer darauf und jeder sucht sich eine möglichst große Beute zu sichern. Sobald dies geschehen ist, gehen sie an Land, wo die Fische teils sofort gebraten und gegessen, teils mittels Räuchern konserviert werden. Am folgenden Tage wird eine neue günstige Stelle ausfindig gemacht und der ganze Fischzug überhaupt solange fortgesetzt, bis der ganze Vorrat an giftigen Wurzeln erschöpft ist. Nach einer Woche oder früher ziehen alle Teilnehmer reich mit Beute beladen nach Hause. Früher sollen auf diese Weise oft an einem einzigen Tage bis zweitausend und mehr Fische gefangen worden sein; heute freilich gehört ein solch riesiger Ertrag zu den großen Seltenheiten.

Das Schießen der Fische mit Pfeil und Bogen, wie es Koch-Grünberg vom Rio Negro-Gebiet beschreibt und wie wir es am Xingu trafen, kennen weder die Yumbos noch die Zaparos.

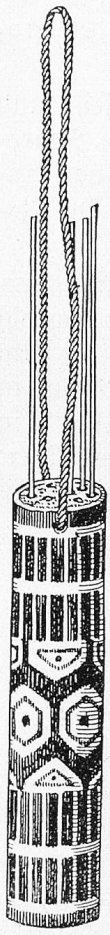
Wie bei vielen südamerikanischen Indianerstämmen stehen auch am oberen Napo, sowohl bei den Yumbos als namentlich auch bei den Zaparos geröstete Ameisen als Leckerbissen in hohem Ansehen. Die auf Ketschua „ukni", in der Zaparosprache „ikignoja" genannten Tiere gehören den Saubas oder Blattschneideramei-



Feuerfächer aus Urubufedern.

sen an, einer Insektenfamilie, die in etwa hundert Arten namentlich im tropischen Teile Amerikas zu Hause ist. Das Schwärmen dieser Tiere findet zu Beginn der Regenzeit statt. Während aber die von Koch-Grünberg beschriebenen Indianer des Uaupesgebietes (Rio

Negro) bei Sonnenaufgang auf die „Jagd" ausziehen, liegen die Bewohner des Napo bei Nacht dem Ameisenfange ob. Mit brennenden Harzfackeln versehen, ziehen sie, wenn die „Saison" gekommen ist, in den Wald hinaus. Sie finden dann die Ameisen außerhalb des Baues, aber doch noch in unmittelbarer Nähe ihrer Nester und töten sie, indem sie sie mit ihren Fakeln anbrennen. Dabei stehen die „Jäger", unter denen sich vielfach auch Frauen und Kinder befinden, vorsichtigerweise auf einem gefallenen Baumstamme oder sonstwie geschützt, da der Biß der erbosten Tiere sehr schmerzhaft ist. Die getöteten Ameisen werden in einem Säckchen aus Rindenstoff gesammelt und nach den Hütten zurückgebracht. Es handelt sich dabei nur um die bis zweieinhalb Zentimeter lang werdenden geflügelten Weibchen, deren Hinterleib vor der Eiablage oft bis zu Erbsengröße anschwillt.



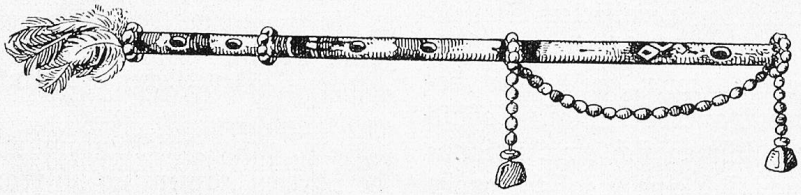
Blasrohrköcher.

Die Zubereitung des eigenartigen Leckerbissens ist die denkbar einfachste. Man legt sie so, wie sie sind, auf eine heiße Tonplatte und läßt sie leicht anrösten. Hierauf ergreift man sie bei den Flügeln oder am Kopf und ißt nur den mit Eiern gefüllten Hinterleib; das übrige wird als ungenießbar weggeworfen. Wenn erst einmal der vorhandene Widerwille gegen die ungewohnte Speise überwunden ist, genießt auch der Europäer solch geröstete Ameisen als Leckerbissen. Koch-Grünberg schildert wohl die Empfindung, die man beim Essen hat, am zutreffendsten, wenn er schreibt: sie schmecken wie „feines Weihnachtsgebäck". Lecointe findet sie: „wie ein Gemisch von Butter und Haselnuß". Ich selbst schrieb im Tagebuche: „wie feine in Butter gekochte Erbsen". Auf alle Fälle muß man Lecointe beipflichten, wenn er schreibt, daß diese Art von Ungezieferverniichtung die wirksamste, billigste und angenehmste sei.

Unter den Nahrungs- und Genußmitteln der Indianerstämme des oberen Napo verdienen auch ihre selbsthergestellten alkoholischen Getränke eine eingehendere Betrachtung. Wie schon in dem Kapitel über die Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung des Hochlandes gezeigt wurde, spielte dort ein Chicha genanntes alkoholisches Getränk im Leben wie im Tode eine außerordentlich wichtige Rolle. Kein freudiges Ereignis wurde gefeiert, kein Trauermahl wurde gehalten, ohne daß nicht Chicha in Strömen floß, und bei der geringen sexuellen Hemmung, die den südamerikanischen Indianer allgemein auszeichnet, schlossen sich häufig an diese Trinkgelage auch die schlimmsten Exzesse. Sogar den Toten gab man, wie bei der Betrachtung der Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung gezeigt wurde, regelmäßig Chicha als Wegzehrung ins Jenseits mit.

Diese große Bedeutung, die den alkoholischen Getränken bei den Hochlandindianern beigemessen wurde, finden wir in gleicher Weise und ganz allgemein bei den Indianern des Oriente. Bei den Yumbos nun bestehen eine ganze Reihe und zum Teil jedenfalls sehr alter Methoden der Chichabereitung. Als Rohstoff kommen vor allem Bananen, Mandioka, Mais und die rötliche Frucht der Pupunjapalme in Frage. In der Herstellung selbst haben sich offenbar im Verlaufe der Zeit, aber unabhängig von europäischem Einfluß, Verschiedenheiten und Nüancierungen herausgebildet.

(Fortsetzung folgt.)



Querpfeife.